

Unterhaltungsblatt.

Als Beylage zur Preßburger Zeitung No. 79.
Freitag, den 6. Oktober 1816.

Der edle Kronprinz von Württemberg, und der lutherische Pfarrer.

Nach dem am 28. Juny in der Gegend von Straßburg bey Suffelweyersheim statt gehaltenen Treffen, wo bey dieses Dorf eingeschert wurde, nahmen Se. K. Hoh. der Kronprinz von Württemberg Ihre Wohnung bey dem lutherischen Pfarrer in Wendenheim. Achtzehn der angesehensten Bauern aus dem katholischen Dorfe Suffelweyersheim wurden als Gefangene nach Wendenheim in Verwahrung gebracht, wo man sie zum Tode bestimmte. Der Pfarrer ließ ihnen Nahrung reichen, und legte zu wiederholtenmalen Bitten für sie beym Kronprinzen ein. Aber alle blieben fruchtlos. Nun kam die Zeit, wo der Kronprinz mit seiner Heeres-Abtheilung sich ins Innere von Frankreich begeben mußte. Se. K. Hoheit dankten dem Pfarrer für die gebabte Mühe und forderten ihn zur Erklärung auf, auf welche Art Sie ihm einen Gefallen erweisen könnten. Dieß schien dem Pfarrer ein günstiger Augenblick. Er fiel zu des Kronprinzen Füßen, und bat um Gnade für die unglücklichen Verurtheilten. Allein der Kronprinz erwiederte: Ich habe es Ihnen schon gesagt, bitten Sie um Alles, nur um dieses nicht.“ Nach diesen Worten reisten Se. K. Hoheit ab, und ließen den Pfarrer in tiefer Traurigkeit. Bald nachher kam ein Adjutant des Kronprinzen, mit dem Befehl an den Pfarrer ihm zu folgen, um die Bauern aus Suffelweyersheim ihr Verbrechen mit dem Leben büßen zu sehen. Anfangs weigerte sich der Pfarrer; als aber der Adjutant drohend darauf bestarrte, mußte er mit schwerem Herzen an den Ort fol-

gen, wo der Kronprinz 4000 Mann versammelt hatte, in deren Mitte sich die 18 Schlachtopfer befanden. Schon trat die Mannschaft vor, um sie niederzuschließen, als plötzlich Gnade erscholl! Vor Schrecken und Freude standen die Bayern versteinert, als der Prinz sie zu sich rufen ließ, und auf den Wendenheimer Pfarrer deutend sagte: „Seht da, dies ist euer Ketter!“ Voll Entzücken sanken die Begnadigten dem freudetrunkenen Pfarrer in die Arme, und stürzten dann, den innigsten Dank stammelnd, zu den Füßen ihres fürstlichen Wohlthäters. Am folgenden Tage überschickten diese Geretteten dem Pfarrer ein Schreiben voll Ausdruck des wärmsten Herzensdankes; unter andern sagten sie darin: „Wenn unsere Gemeinde nicht schon einen Schutzpatron hätte, so würden wir Sie, edler Herr Pfarrer, dazu ernennen.“ Mitten unter dem Gewühle, den Drangsalen und Schrecknissen des Krieges erfreuen und erheben solche Ausstritte edler und höherer Art das Herz!

General Jourdan und Klopstock der Dichter,
im Schattensche.
(Beschluß.)

J. Sie sagen mir Dinge, von denen ich noch nie etwas gehört habe!

K. Doch nicht Dinge, die Unwahrheit enthielten? Ja Sie können mir's mit Zuversicht glauben, Herr General, nie hätten mein deutsches Vaterland so große Lasten von Unheil im Staube der Armut niedergedrückt, wenn nicht alles unter dem Schleier gallikanischer Verblendung, den so gerne jedermann über sich warf, darin etwas Großes gefunden hätte, eines französischen Ton von sich zu geben. Alles, sogar der geringste Bürger ließ sich so gerne französisch tituliren und Französisch, oder einen Mann vom gutem Geschmaack, d. i. von französischem Geschmaack

schelten. Aber, nach der Jakobinerfrisur gestalteten Köpfe, mußten von dem in Paris fabrizirten Parfüm duften! Ja der Deutsche, der nur auf den geringsten Grad von Bildung und Promovirung Anspruch machen wollte, mußte Französisch wissen; und konnte er nicht Französisch parliren, so wurde er verachtungsvoll zurückgesetzt, und wenn er der ehrlichste Mann von der Welt war.

J. Ich kann mich in Ihre Worte, Herr Legationsrath, absolut noch nicht finden!

K. Sie sind ein verschlagener Mann, und scheinen es darauf absichtlich angelegt zu haben, mich zu necken.

J. By Leibe nicht! Aber sagen Sie mir, wie hätte denn die franz. Sprache auf den deutschen Volkscharakter eine so schädliche Wirkung hervorbringen können? Es dringen sich mir bey diesem Gedanken unbegreifliche Hieroglyphen und unerklärbare Räthsel auf.

K. Sie können also die gefährlichen Folgen nicht begreifen, die das Aufdringen einer fremden Sprache, bey einem andern fremden Volke hervorbringt? — so möge denn statt meiner die Geschichte reden, und Ihnen unläugbare Thatsachen zur Aufhellung, dieses Ihnen unbegreiflichen Punktes, vor die Augen stellen. Wenn das Eindringen der französischen Sprache im deutschen Reiche, nicht von höchst schädlichen Wirkungen für den Nationalcharakter der Germanen gewesen wäre, warum hätten denn ihre Fürsten so verschiedene Befehle, wider die Aufnahme desselben im gesellschaftlichen Umgange, ergehen lassen? Warum hätten weit sehende Gelehrte und Staatsmänner immer den Untergang der deutschen Volksindividualität und der deutschen Reichskonstitution, in der gränzenlosen Sucht französisch zu sprechen, und sich a la Pariser Mode zu kleiden, finden wollen?

J. (Neugierig.) Wie? was ich nicht zuletzt noch zu meiner Bestürzung hören werde — wie? sogar Fürsten

hätten Edikte wider die Einführung der französischen Sprache, in ihren Provinzen ergehen lassen?

R. Ja, ja! Die Tendenz dieser Verbote war aber keine andere, als weise es zu verhindern, daß die überhand nehmende französische Sprache im deutschen Reiche, nicht die allgemeine oder die diplomatische und Hofsprache werden sollte, was eigentlich die Franken bey der Anempfehlung ihrer Sprache, erzielen wollten. — Wenn Sie, Herr General, Geduld hätten, so würde ich Ihnen diesen Gegenstand aus der Geschichte etwas weitläufiger auseinandersetzen, und Ihnen sagen, welche Bewandniß es vor dem im deutschen Reiche, in Rücksicht dieses Punktes, hatte, ehe noch unter Friedrich II. die französische Sprache den Deutschen zur zweyten Muttersprache, aber auch zu ihrem eigenen Ruin geworden war.

J. Fahren Sie nur fort, Herr Legationsrath; ich werde ganz Ohr seyn. Doch aber zuvor noch eine kleine Bemerkung über Ihre letzten Worte, die mir zu sehr auffallen. Nämlich: es kommt mir nach denselben sonderbar vor, daß eben die Nation, die einst die Sprache der Franzosen bis an die Sterne erhob, dem Bürgerrechte derselben jetzt in ihren Reihen, den ersten tödtlichen Streich wieder versetzt hat.

R. Ja, so geht es, Herr General, in der Welt; nichts darf sich eines immerwährenden Bestandes und einer immerwährenden Gunst der Menschen erfreuen. Aber hören Sie mich in meinem Raisonnement weiter an. Ehe noch die deutschen Fürsten auf irgend eine Art von den Franken abhängig waren, bedienten sie sich untereinander, vorzüglich bey solennen Zusammenkünften und gegen Fremde, entweder der lateinischen oder der deutschen Landessprache. So hat Kaiser Friedrich I. mit dem Pabst Alexander III. in Venedig, deutsch gesprochen, indem der Kurfürst von Mainz bey dieser Zusammenkunft die Stel-

le eines Dolmetschers vertrat. Die lateinische und deutsche Sprache waren also die Sprachen, die man bey öffentlichen Staatsverhandlungen, als Friedensschlüssen, Kriegserklärungen u. s. w. gebraucht hat. Das Gewicht, das auf der Publizität oder dem Renome dieser Sprachen ruhte, war sehr groß; denn, ihre Beybehaltung in diplomatischer Hinsicht, mußte seit den Zeiten R. Rudolpfs I., ein jeder Kaiser beschwören. So wurden auch bey den deutschen Höfen die Abgesandten fremder Mächte, nicht eher angenommen, bis sie nicht ihre Kreditive entweder in lateinischer oder deutscher Sprache abgefaßt, eingereicht hatten. Einst geschah es aber, im Jahre 1644, daß das Kammergericht zu Speyer, einem französischen Feldherrn einen offiziellen Brief französisch geschrieben, und eine Antwort von demselben ebenfalls in französischer Sprache, zurück angenommen hat — und was erfolgte auf dieses Verfahren? Es wurde von den Reichsabgeordneten zu Frankfurt, als eine gesetzwidrige Handlung nicht nur hart gerügt, sondern auch bestraft. Ersehen Sie hieraus Herr General, den Widerwillen der redlichen Deutschen gegen die französische Sprache und den Eifer, mit welchem sie für die Sprache ihrer Väter eingenommen waren. Wer würde auch an ihnen dieses tadeln wollen? Doch die Franzosen, als ein unrubiges und nach Neuerungen immer dürftendes Volk, lehrten sich an die Rügen und die Beschlüsse der deutschen Reichsstände, in Bezug auf die Aufrechthaltung der deutschen und lateinischen Sprache, nicht. Je enthusiastischer sie nach der Erreichung ihrer Endzwecke strebten, desto feuriger arbeiteten die Franken daran, ihre Sprache in den Schaaeren der Deutschen immer geltender und allgemeiner zu machen. Sie verdrängten zuerst in den Zeiten Ludwigs XIV. unter einem spöttelnden Hohngelächte, die lateinische Sprache aus ihren Kreisen. Ihr Lieblingsprüchelchen bey diesem grausamen Morden der

herrlichen Sprache Cicero's war: „Auf den Degen verste-
hen wir uns wohl — nur aber auf die ausgepiffene latei-
nische Sprache nicht!“ Kraft dieser Worte, die eine ihrer
herrlichen literarischen Bravour zu umfassen schienen, schick-
ten sie ungeschweht ihre Kreditive auf den Reichstag, und
bey öffentlichen Verhandlungen mit andern Nationen, in
französischer Sprache. Umsonst eiferten wider dieses Ver-
fahren die Fürsten, bis endlich der Rastadter Friede im
Jahre 1714 durch Vermittlung des Prinzen Eugen, und
des Marschalls de Villars, zu Stande gekommen war,
welcher der erste ist, der mit den Deutschen in französischer
Sprache abgeschlossen wurde. Die Deutschen waren aber
dabei sehr unzufrieden, und diese Unzufriedenheit hatte
zur Folge das Gebot, das Kaiser Carl VI. 1717 ergehen
ließ, nach welchem in Zukunft absolut kein Gesandter soll-
te angenommen werden, der sein Beglaubigungsschreiben
nicht, entweder in deutscher oder lateinischer Sprache ab-
gefaßt, würde vorzeigen können. Doch alle diese heilsa-
men Verordnungen halfen nichts. Der Würfel war eine-
mal geworfen: die Deutschen müssen französisch lernen,
und so wurden denn gleichsam dem wichtigen Inhalte meh-
rerer fürstlichen Verordnungen zum Troß, im Jahre 1735
der Wiener, 1748 der Achnen, 1763 der Hubertsbur-
ger und 1779 der Teschner Frieden französisch abgethos-
sen. Und sehen Sie, Herr General, eigentlich vor die-
sen Zeiten an, überschwemmte die französische Sprache
wie ein reißender Strom, die Volksmasse der Deutschen,
und ihr Reich. Ehe man sich versah, war die französi-
sche Sprache die gewöhnliche Alltagssprache der Fürsten,
des Adels, und der Berliner Akademie. Aber ah, zu
welchem Unglück der deutschen Fürsten und des deutschen
Volkes! das sich aber wieder Gottlob! seiner alte Wür-
de und Tapferkeit sich bewußt, an den Trümmern seiner
Konstitution, vom deutschen Ehrgefühl geleitet, sammelt,

in den Stand seiner Selbstständigkeit mit Riesenschritten zurücktritt, und mit der Eroberung der verlorenen Länder, auch das an seinem biedern Charakter zurückeroberet, was ihm einst so rüchisch die Nachahmungssucht fränkischer Sitten, geraubt hat. — Fast habe ich mich bey meinen Beweisgründen heiser geredet!

J. Sie haben sich zwar etwas weitläufig, doch zur Erschöpfung Ihres Gegenstandes, allerdings vollkommen erklärt. Aber, verzeihen Sie, laut Ihren Gründen wider die Frankensprache zu urtheilen, dürfte wohl niemand mehr Französisch lernen?

K. Lernen soll und darf die französische Sprache eigentlich nur derjenige, der sie einst als Gelehrter bey seinen Studien, als Hilfsmittel, das die Sprachen gewähren, gebrauchen kann. In der That, Herr General, mich dünckt dieß immer sehr lächerlich, wenn Menschen bloß aus dem Grunde, um ein Paar Pariser Modejournale verstehen zu können, die meisten Stunden ihres Lebens auf das Erlernen der französischen Sprache verwenden, und ihre eigene Muttersprache dabey vernachlässigen. Oder glauben solche Menschen, die sich ihres Vaterlandes und ihrer Muttersprache zu schwächen scheinen, durch die Kenntniß der französischen Sprache vielleicht einen Freybrief von höherer Bildung zu erlangen? — Eüler Wahr! Sehr richtig haben große Männer Deutschlands bemerkt, daß sich mit dem Genius der französischen Sprache, und vermerkt in die Seele desjenigen, der ihm hulldigt, das Gift des Wankelmüthigen und Gefehlichen des französischen Charakters ergieße. Bis zur völligen Evidenz haben dieß die patriotischen Männer, Aindt *) und Radlof, **) in

*) Ueber Volkshas und über den Gebrauch einer fremden Sprache.

**) Frankreichs Sprache und Geistes. Tugend über Europa seit dem Kasadter Frieden des Jahres 1714. Leipzig 1814.

ihren Schriften bewiesen; und ich hoffe, ihre Worte werden zu den Herzen meiner deutschen Landsleute Eingang finden.

J. So sehe ich denn, daß das lang gewährte Bestreben der Franken mit ihrer Sprache, die deutsche Nation zu unterjochen, allmählig wie ein leichter Morgennebel verschwindet, und glaube es endlich selbst, daß die wackern Söhne der Teutonen, wenn sie so fortfahren, standhaft ihre Rechte, auch von Seite der Sprache zu behaupten, sich immer mehr und mehr dem hohen Urbilde ihrer biedern Väter nähern werden.

K. Ich glaube, Herr General, Ihr Blick in die Zukunft wird Sie nicht täuschen. J. M.

Etwas aus dem frühern Leben des Herzogs von Wellington.

Nachdem der Herzog v. Wellington (vormals Sir Arthur Wellesley,) den ostindischen Fürsten Holkar geschlagen hatte, so kehrte er i. J. 1806 am Bord des Schiffes Lady Jane Dundas, nach England zurück. Als dasselbe bey der Insel St. Helena ankam, setzten 2 Böote mit Passagiers aus, welche die Insel zu sehen wünschten. Das Boot, auf welchem sich Wellington befand, ward bey der Annäherung an die Insel von der starken Brandung umgeschlagen. 2 Matrosen und 1 Knabe ertranken so gleich. Die übrigen, unter denen auch Sir A. Wellesley war, kämpften mit den Wellen. Letzterer, der gar nicht schwimmen konnte, war schon zweymal unterm Wasser. Ein Matrose, der die drohende Gefahr sah, sprang in die See, und rettete, ohne es zu wissen, den, der hernach so vorzüglich mit andern Helden der Ritter von Europa wurde. Als Wellesley sehr erschöpft am Ufer ankam, drückte er dem Matrosen herzlich die Hand, fiel ihm um den Hals, schenkte ihm 6 Bouteillen Rum, und lud ihn ein, nach England zu kommen. Dieser Matrose wohnt jetzt, von Wellington reichlich beschenkt, in Kosterhithe.